

Vorwort

Kraft und Signifikanz. Kultursemiotische Betrachtungen alltäglicher Darstellungen in der sprachbasierten Semiose

Ulf Harendarski und Joschka Briesse

Auf dem Titelblatt dieses Heftes ist ein kleiner Ausschnitt eines gut bewässerten Moors zu sehen. Das Foto *zeigt* zwar, doch es veranlasst keine mehrfach adressierte Semiose. Es ist nicht einmal dokumentarisch, denn dafür bräuchte es situierende Daten oder einen Aspekt des Wiedererkennens. Daher sagt es eben weiter nichts aus, zumal keines der erkennbaren Details der Kognition einen Anlass bietet, in Interpretationen einzusteigen. Nichts ist vor dem Hintergrund enzyklopädischen, kulturellen oder sprachlichen Wissens *signifikant*, allenfalls erkennt das kundige Auge die eine oder andere Pflanzenart wieder. Erst begleitende Fragen, erläuternde Kontextinformationen, kurzum zusätzliche textuelle Rahmungen würden in semiotischer Hinsicht etwas verändern. Naturkräfte haben die sichtbare Struktur der Abbildung zwar geformt, die kulturell-kognitive Kraft der Konvention fehlt aber weitgehend.

Seit jeher ist es interessant zu beobachten, wenn sich und wie sich sprachliche Darstellungen von Personen, Sachverhalten, Szenerien und Ereignissen unterschiedlichster Art auf sehr ähnliche Weise mythologisch, narrativ oder einfach nur textuell in öffentlichen Diskursen einstellen.¹ Doch nicht auf formaler Ebene wie der von Syntagmen auf Satzebene muss nach entsprechenden Spuren gesucht werden. Denn den Erkenntnissen dieses Heftes zufolge dürfte es sich kaum um Oberflächenerscheinungen handeln. Semiotisch gesehen liegt der Unterschied solcher im weiteren Sinne mythologischer oder ähnlicher textueller Zeichen strukturell etwas tiefer, ohne aber schon als systematisch gelten zu können oder als isolierbare, relationierbare Elemente auf sprachlicher Handlungsebene aufzutau-chen. Wird semiotisch-pragmatistisch und nicht diskursanalytisch gefragt, dann kann einer Spur gefolgt werden, die offenbar zu Gründen für bestimmte

¹ Der hier reklamierte Diskursbegriff ist einfach und bezieht sich eher vage auf „Öffentlichkeit“. Es geht um ausdifferenzierte, kommunikative öffentliche Routinen, die sich insofern zu semiotischen Entlastungen ausbilden oder ausgebildet haben, als dass interlokutiv Handelnde auch neue Informationen als formal oder sogar funktional bekannt und also ›diskursiv‹ schon situiert verstehen können.

Zeichenformationen führen dürfte, welche sich wohl nicht zur Deckung mit etwaigen Frames oder dergleichen bringen lassen, weil vor allem Kraft und Signifikanz in ein besonderes Verhältnis treten, das selbst in genau derselben Anordnung nicht bei allen semiotischen Prozessen auf die fragliche Weise funktioniert. Semantische Prinzipien wie einfach nur Konnotationen oder Begriffsrelationen als Dynamik dahinter zu vermuten, scheidet daher auf dem Weg zu möglichen Analysen aus. Semantische Relationen spielen zwar eine Rolle, wie am Beispiel der antonymischen Beziehung hoch-tief im Zusammenhang mit mythologisch eingefärbten Narrationen leicht illustriert werden kann: Wenn etwas hoch ist, so verbindet sich damit kognitiv kaum die Erwartung, dass es bald tief sein wird. Erst wenn andere als Kopulaverben hinzugefügt werden, ändert sich das. Es muss schon der Bedeutungsaspekt des Fliegens (steigen, schweben usw.) dazukommen. Denn natürlich gilt, dass das, was *hochfliegt*, auch *tief* fallen oder einfach nur absinken muss, irgendwann. Aus semantischen Gründen erzeugt die Beschreibung von etwas, das in der Luft steigt, die Erwartung, dass es wieder fällt. Diese Erwartung ist also *kraftvoll*. Infolgedessen steht das eintretende, nicht eintretende oder zu spät eintretende (usw.) *Fallen* dann in einer Relation zu ihr. Aber es ist auch dies: es ist signifikant (in Hinsicht auf „hochsteigen“) und das später eintretende Fallen wird es ebenfalls sein. Was signifikant ist, ist es in Hinsicht auf bestimmte, ja auf besondere Relationen zu anderen Zeichen. Denn nicht alles muss bekanntlich fallen, wenn es einmal gestiegen ist – Gase beispielsweise. Doch Helden müssen.

Die Autor*innen dieses Heftes ließen sich auf ganz unterschiedliche Weise vom Verhältnis dreier Begriffe oder dem, was diese auszeichnet, antreiben. Die drei – und wieder sind es drei² – nahe beieinander liegenden Begriffe sind aus semiotisch-linguistischer Sicht trennscharf zu unterscheiden: ›Signifikation‹, ›Signifikanz‹ und ›Kraft‹. Da Zeichen-Prozesse und ihre Auslöser im Zentrum des Interesses stehen, wird der Begriff ›Signifikation‹ gewissermaßen als Ergebnis solcher Prozesse zwar einbezogen, aber er wird deutlich geringer gewichtet, was auch am Fokus dieses Heftes liegt. Es ist eher auf pragmatische Zeichenprozesse und analytisch vor allem auf Sprache in Texten ausgerichtet. Denn ›Signifikation‹ ordnen wir einem eher strukturalistischen Paradigma zu.³ Zur Herleitung der Begriffe ›Kraft‹ und vor allem ›Signifikanz‹ ist ›Signifikation‹ jedoch nicht ganz unerheblich und es wird sich zeigen, dass er durchaus in Hinsicht auf Dynamik „gelesen“ werden kann. Alle drei haben ehrwürdige Traditionen in Semiotik und Sprachphilosophie, die Joschka Briese in seinem programmatischen Beitrag nutzt. Insbesondere ›Kraft‹ und ›Signifikanz‹ können auch als Chiffre für die Pragmatik-Semantik-

² Dies ist eine Anspielung auf klassisch semiotisches Denken seit Charles S. Peirce und mindestens ein kanonisch gewordenes Buch, das sich der Drei widmet: Umberto Eco/Thomas A. Sebeok (Hgg.), *Der Zirkel oder im Zeichen der Drei*. Dupin, Holmes, Peirce. München 1985.

³ Vgl. aber Roland Posner, „Charles Morris and the Behavioral Foundations of Semiotics“. In: Martin Krampen (Hg.): *Classics of Semiotics*. Boston 1987, S. 30.

Der Begriff Signifikation im behavioristischen Sinne eines Charles Morris meint in etwa ‚bedeutungsam‘ oder noch etwas freier formuliert ‚interpretierbar‘. Das von Posner dort angeführte Beispiel ist diejenige Geste eines Akteurs, die zwar unwillkürlich geschieht, die aber sehr wohl für eine Rezeption intelligibel ist.

Schnittstelle dienen, stets ist mit ihnen ein Kipp-Punkt anvisiert. Ihr Bereich erstreckt sich von noch nicht wahrgenommen oder nicht schon verstanden zu verstandenem Zeichen auf Seiten der Prozesse. Analytisch ist damit die theoretische Region betroffen, die irgendwo zwischen Semantik und Pragmatik liegt.

Hier kommt es uns vor allem auf alltägliche mediale Kommunikationsprozesse an, bei denen sich eine denkwürdige, wie von unsichtbarer Hand geführte Semantik einstellt, sei es bei „Stars“ wie Leonard Cohen (1934-2016) oder Sportlern wie Boris Becker (s. Hallmann und Dettmann in diesem Heft), Jan Ulrich oder Lance Armstrong. Doch nicht alle geraten auf dieselbe Weise als „Figuren“ mit fest umrissenen, wenigen relevanten Eigenschaften in die öffentlichen Diskurse. Etwa zur selben Zeit wie Boris Becker, mit dem sich Luc Dettmann beschäftigt, machte Stefanie Graf ihre Profitenniskarriere und ist nach Zahlen mindestens doppelt so erfolgreich wie er. Sie eher mythologisch zu beschreiben scheint weniger attraktiv, vermutlich fehlen ihrem Verhalten die Auslöser der mythologischen oder eigenschaftsreduzierten Auskleidung des Berichtens über sie. Die Frage nach Signifikanz im Allgemeinen ist die danach, „warum etwas in der Semiose zum Zeichen wird und damit als *signifikant* gilt“, so Joschka Briese in diesem Heft.

Wie eine mythologische Überschreibung realer Personen, Orte und Ereignisse vor sich geht und analysiert werden kann, hat Luc Dettmann gezeigt (s. seinen Beitrag in diesem Heft). Da ist zunächst eine Person namens Boris Becker, geboren 1967, in jungen Jahren außerordentlich erfolgreicher deutscher Profisportler im Tennis, der seither immer mal wieder Gegenstand des boulevardesken Journalismus wird. Bislang wurde er im Abstand von 20 Jahren zweimal zu Bewährungs- oder Gefängnisstrafen wegen Steuerhinterziehung und Insolvenzdelikten verurteilt, zuletzt in London. Da gibt es gewiss Aspekte, die eine Gesellschaft an sich selbst nicht gern wahrnimmt und daher zu alternativen Erklärungsrahmen greift. Denn, das zeigt Dettmann deutlich, wenn mythologisch verfärbtes Berichten einmal eröffnet ist, sind von außerhalb schwer oder gar nicht verständliche Ereignisse und Verhaltensweisen weder schwer erklärlich noch geheimnisvoll, kurzum, es braucht offenbar nicht allzu genau recherchiert⁴ und begründet zu werden. Dieses Erzählen kann das *Warum* aus sich heraus erklären, ohne sich um gesellschaftliche oder psychosoziale Sachverhalte oder Kausalität zu sorgen. Daher gelangen z. B. solche Fragen gewiss nicht in Reichweite, was das eigentlich für Menschen sind, die unsere modernen Gesellschaften so „vergöttert“, was sie antreibt, wie es kommt, dass einige von ihnen offenbar unangemessene Vorstellungen des Rechtssystems haben und was das über diese Gesellschaften aussagt. Man denke etwa an Lance Armstrong, der in seinem Sport auf eine Weise und über einen Zeitraum betrogen hat, dass doch eine sehr breite Diskussion über Voraussetzungen sehr nahe liegen müsste, die je nach sachlicher Klärung u. U. als kriminell gelten könnten. Der mythologisch gefärbten Berichterstattung entgehen solche Fragen

⁴ Streng genommen ist es eine Unterstellung, dass in den besagten Fällen keine genauen Recherchen zugrunde lägen. Daher sei hiermit präzisiert: Wenn genaue Recherchen mit gut verfolgbaren Ereignisketten zugrunde liegen sollten, werden sie für die fragliche Art des Schreibens offenbar auf nur wenige Details und Ereignisse reduziert verwendet.

entweder ganz oder aber sie werden sozusagen folgerichtig in einen mythologischen Raum verpflanzt.

Dettmann untersucht den Zeitraum von Juli 2017 bis Mai 2022. Was in dieser Zeit mit Becker geschieht, werde in den untersuchten Zeitungstexten mythologisch dargestellt, nimmt dafür eigene Strukturen mit eigenen Nähe-, Orts-, Zeit- und Wirkverhältnissen an. Man kennt das: Der tiefe Fall des hoch fliegenden Helden. Dettmann geht die Untersuchung seines Gegenstandes mit dem Werkzeug der raumrelationalen symbolischen Ordnung Ernst Cassirers an, weshalb er nicht von *dem* Mythos als gewissermaßen kompletter Narration spricht, die Gründe für die sinnordnende Funktion aber auch nicht in isolierten Mythen sucht,⁵ die immer wieder realisiert werden. Dazu ist die mythologische Mélange der untersuchten Texte dann doch zu inkohärent, würfeln die journalistischen Autor*innen doch zu viel zu wild durcheinander. Während diskurstheoretisch-analytische Ansätze bisweilen mit dem Anspruch verbunden sind, rekonstruktiv-repräsentative Erkenntnisse über vergangene gesellschaftliche Bewusstseins- und Wissensstrukturen durch Sprache vermittelt erlangen zu können, die sie mit der Analyse von Aussagenstrukturen und Begriffen sowie Rückschlüssen auf semantische Frames erreichen, ist der Ansatz Dettmanns erkenntnistheoretisch deutlich zurückhaltender. Die Analyse richtet sich auf nicht bewusst perpetuierte, eher minimale, wiederkehrende Dynamiken kultursemiotischer Art, die aus dem raumsemiotisch-relationalen Ansatz Ernst Cassirers gewonnen werden können, wie Dettmann zeigen kann. Signifikant ist, was anzeigt, dass diese oder jene Berichterstattung an dieser oder jener Stelle nicht nach den Prinzipien von Repräsentation und Wahrheit gelesen werden. Die ›Räume‹ sind signifikant.

Einen entscheidenden methodischen Schritt davor setzt Tiziana Hallmann an (in diesem Heft), indem sie mittels eines kleinen Korpus journalistischer Texte herausarbeitet, dass sich iterative Zeichenrelationen schon anhand weniger, diskursiv signifikant gemachter Zuschreibungen medialer Figuren einstellen. Beim Musiker Leonhard Cohen sind es letztlich nur zwei solcher Merkmale, die zu kontinuierlicher und beinahe schon penetranter medialer Rekonstitution seiner Person führen: Melancholie und Stimme. Dass bereits so wenige Elemente ausreichen, um sich wiederholende oder jedenfalls einander stark ähnelnde Minimalrelationen in öffentlichen Diskursen hervorzubringen, gehört zu den faszinierenden Erkenntnissen des Beitrags.

Spätestens seit dem Strukturalismus und vor allem A. J. Greimas verfügt die Semiotik über definierte Unterscheidungen zwischen Bedeutung und ›Signifikation‹.⁶

Während Bedeutung aus strukturalistischer Perspektive systematisch und synchron verankert ist, kommt über ›Signifikation‹ eine Art von Dynamik hinzu, die die Verwirklichung von Substrukturen ermöglicht. Je nach theoretischer Perspektive läuft der Begriff der ›Signifikation‹ darauf hinaus, dass die abstrakte Bedeutung in Semiosen und ihren aktuellen Relationen konkret und teils erweitert sowie

⁵ Claude Lévi-Strauss, *Structural Anthropology*. New York 1963, S. 211.

⁶ Algirdas Julien Greimas und Joseph Courtés, *Semiotics and Language. An Analytical Dictionary*. Bloomington 1982.

andernteils verengt wird, dabei also nicht ganz als dieselbe auftritt, was ein wenig an die Type-Token-Relation erinnert. Diese Relationen als Signifikation bringen eine Art elementare, eigene semantische Mikro-Struktur mit. Nicht alle semantischen Aspekte oder Elemente wie die strukturalistischen Seme gehen mit ins neu gebildete Zeichen. Welche das sind und welche nicht, ist äußerst schwer zu prognostizieren. Narrative Figuren beispielsweise können auf diese Art ihre je eigenen Eigenschaften gewinnen. In kognitivistischen Sprachtheorien der Tradition G. Fauconniers und M. Turner wird dieser Gedanke auf sprachliche Zeichenprozesse wie den der Metaphernbildung und andere kognitiv kreative Abläufe in wesentlichen Zügen ausgedehnt und gezeigt, wie zwei mentale Bereiche zu etwas Neuem vermischt werden.⁷ Was vormals je für sich Fisch und Frau war, wird zu Nixe (Fischfrau oder Fraufisch).⁸ Solche Prozesse (conceptual blending) sind auch für zeitliche und örtliche Verdichtungen ganz alltäglicher Zeichenprozesse bekannt, so dass Fauconnier und Turner zufolge eine gegenwärtige Philosophin in einem Seminar ihren imaginären Dialog mit Kant über den Ursprung menschlicher Vernunft vorführen kann, um ihre und Kants Position zu kontrastieren, ohne dass ihre Zuhörerschaft damit Probleme hätte: „How can reporting an argument with a dead man count as a sane expression of one’s philosophical position?“⁹

Schon lange vor den genannten Theorien hat E. Cassirer mit seiner Kulturphilosophie ein durchaus ähnliches Ziel mit einem ganz anderen Ansatz verfolgt. Seine Kulturphilosophie als Semiotik gründet allererst auf Relationen, die ›Kraft‹ ihrer Relationierung semiotische Räume bilden, die man sich als „symbolische Netze“ vorstellen kann. Insbesondere der mythische Raum ist aus einem kognitivistischen Blickwinkel auf die Semiotik interessant und vielversprechend. „Wir können den Mythos nicht auf eine Anzahl fester, statischer Elemente reduzieren; wir müssen vielmehr versuchen, ihn in seiner Innenausstattung, in seiner Beweglichkeit und Vielseitigkeit, in seinem dynamischen Prinzip zu erkennen.“¹⁰ Aus diesem Prinzip geht in Cassirers Ansatz hervor, dass Zeit, Raum, Namen eine andere und nicht identisch wiederholbare Bedeutung haben können als außerhalb dieser Relationen, nur eben keine ganz und gar andere. Die Grunderkenntnis ist aber die, dass die Relationen als semiotische Räume sich nach Prinzipien anordnen und nicht ein jedes Ding eigens hineingebaut werden muss.

Seinerzeit hatte die Veröffentlichung des Buches von Alan D. Sokal und Jean Bricmont, *Eleganter Unsinn*,¹¹ einige diskursive Sprengkraft. Die Autoren wiesen einigen postmodernen Texten nach, insbesondere mathematische und physi-

⁷ Gilles Fauconnier und Mark Turner, „Mental Spaces: Conceptual integration network“. In: Dirk Geeraerts (Hg.): *Cognitive Linguistics: Basic Readings*. Berlin/Boston 2006, S. 303–371.

⁸ Vgl. dazu die sehr informative, knappe Einführung von Wolfgang Wildgen, *Kognitive Grammatik. Klassische Paradigmen und neue Perspektiven*. Berlin 2008.

⁹ Gilles Fauconnier und Mark Turner, *The Way We Think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities*. New York 2003, S. 60.

¹⁰ Ernst Cassirer, *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*. Hamburg 2007, S. 122.

¹¹ Alan D. Sokal und Jean Bricmont, *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen*. München 1999.

kalische Begriffe ohne deren klare Bedeutung aus ihrem angestammten Kontext gerissen und im Duktus der Informiertheit nicht selten in Texte eingewoben zu haben, die wenigstens in ihrer unmittelbaren, neuen textuellen Umgebung mehr oder weniger sinnfrei seien, „Unsinn“ also. Die daraus resultierende Mahnung, bedeutungsdefinitorisch besonders umsichtig bei Begriffen zu sein, die aus den Naturwissenschaften und der Mathematik stammen oder dort gebräuchlich sind, wird bei der sprachtheoretischen Nutzung des Kraft-Begriffs allerdings seit langem beherzigt. Mehr noch, die Tradition dieses Begriffs geht auf Aristoteles zurück, der nicht nur in der physikalischen Welt der Körper und ihrer Bewegungen Kraft veranschlagte, sondern auch lebensweltlich.

Die erste und nachhaltigste analytische Scheidung als Grundlage gegenwärtiger Interpretationen des Kraft-Begriffs wird für den aktuellen sprachphilosophischen und -theoretischen Diskurs Gottlob Frege zugeschrieben. Es sind die analytischen Aspekte Kraft, Wahrsein und Fürwahrhalten, die der Unterscheidung zwischen kommunikativ-pragmatischer Funktion im Sinne der Kraft eines Zeichens, der Proposition und der propositionalen Einstellung als Handlung schon sehr ähneln.

Where there is an instance of holding true, there is that which is held true; that which is the truth if truth there is, or falsehood if there is not. An identifiable, countable that-which. And being held true is not part of being it. Where content is something one might hold true, force is not part of that whose content it is. Anyway, thus Frege. (...) In search of his appointed target, Frege's first move was to extract the logical from the psychological: being true (Wahrsein) from holding true (Fürwahrhalten), and to hold these firmly apart.¹²

Diese Trennung ist entscheidend und führt allmählich zu weiteren Fragen wie der, ob das Fürwahrhalten *zwingend* versprachlicht und vor allem mitgeteilt werden kann. Bemerkenswert ist auch die Herausstellung der psychologischen Ebene als sprachanalytisch zugänglich.

Während Freges Kraft-Begriff das Fürwahrhalten fokussiert, ist es insbesondere der Kraft-Begriff der Sprechakttheorie, der in der linguistischen Pragmatik angewandt wird und womöglich sogar deren Zentrum markiert. Die Annahme, dass mit dem Sagen von Äußerungen nicht nur etwas ausgesagt, sondern auch etwas getan wird (Performanz), beruht auf einer Vorstellung von Kraft. Die Illokutionen, also der interaktionale Handlungs- oder Vollzugsaspekt (nicht nur) sprachlicher Äußerungen,¹³ fußt auf kommunikativer Kraft (illocutionary force), während die Frage, ob die illokutionäre Kraft stets an ein signifikantes Element geknüpft ist (illocutionary point) zu allerlei weiteren Fragen nach Typizität führt: Wie viele Typen gibt es und sind sie sprachen- oder kulturabhängig usw. Es gilt dabei aber, dass

¹² Charles Travis, „Force and Content“, In: Gabriele M. Mras/Michael Schmitz (Hgg.): *Force, Content, and the Unity of the Proposition*. New York 2022, S. 17

¹³ Insofern können ein Händeschütteln, das Unterzeichnen eines Vertrags und eine Äußerung wie „Abgemacht!“ dieselbe Handlung sein.

kodifizierte Ausdrücke und Sätze als Handlungen verstanden werden, was sich nicht notwendigerweise aus der Ausdrucksform ergibt (z.B. indirekte Sprechakte multiplizieren diese Fragen nochmals).¹⁴

Der Ansatz der kommunikativen Kraft sprachlicher Äußerungen wird nicht von allen klassischen Autoren der Sprechakttheorie gleich veranschlagt. John Searle vermutet ihn in der zweckorientierten Intention der Sprecher*innen. Sie sei es, welche die Kraft von Sprechakten ausmache. John Austin hingegen orientiert seinen Kraft-Begriff an der kommunikativen Konvention und am kommunikativen Angebot, welches Sprecher*innen den Hörer*innen durch Äußerung unterbreiten und was von diesen angenommen werden kann (uptake).¹⁵

Freges, Searles und Austins Kraft-Begriffe unterscheiden sich hinsichtlich ihrer theoretischen oder kommunikativen Einbettung (Urteile des Fürwahrhaltens und Sprechakte) und der Gründe (Intention und Konvention). Sie betreffen aber alleamt einen theoretisch-performativen Aspekt. Kraft selbst ist nicht unmittelbar beobachtbar. Indem sie Wirkungen zeitigt, wird sie mittelbar beobachtbar und der Analyse zugänglich. Daraus ergibt sich das Potenzial zu erklären, wie bestimmte diskursive und sozial-kommunikative Dynamiken als wiederholbar erkannt und als typisiert begriffen werden können – sowohl in der Interaktion als auch theoretisch. Unsere Annahme ist, dass Kraft im lebensweltlichen Theorie- und Analyse-zusammenhang also nicht einfach über Wirkungen diagnostiziert werden kann, wie das etwa bei physikalischen Effekten der Fall ist. Wenn eine Kugel rollt, dann weil eine Kraft diese Bewegung bewirkt hat. Vielmehr müssen die „Wirkungen“ (Effekte) per Signifikanz in einen theoretischen Erklärungs-Rahmen eingebettet werden. Weder Intentionen noch von Sprecher*innen initiierte kommunikative Angebote sind zur Diagnose der Kraft analytisch hinreichend. Die impliziten diskursiven Normen (Wiederholbarkeit) sollten aus unserer Sicht zur Erfassung herangezogen werden. Sie tragen unabhängig von der semantischen Seite einer Äußerung – der Zeichenbedeutung – zur Gliederung von Zeichenprozessen bei, mehr noch, diese Gliederung folgt ihrer Kraft. Kraft zeichnet sich durch eine Art Vektor aus, der Handlungs- und Interpretationsprozesse in bestimmte Verlaufsrichtungen treibt, so dass sich dessen Spuren in Texten (und anderen Artefakten) wiederfinden lassen: Es kann also von einer ›Kraft‹ gesprochen werden, auch wenn diese nicht physikalisch ist. Vertextungs- und Beschreibungsmöglichkeiten – so die Annahme – werden quasi-automatisch vorgezeichnet. Diese quasi-automatische Verbindung führt zu spezifischen Versprachlichungen von Sachverhalten, Personen, Figuren oder Ereignissen in Textdarstellungen. Sie unterscheiden sich an erkennbaren Punkten von solchen Texten, die auf Konventionen basieren (und z.B. Thema-Rhema-Strukturen folgen). Während bei konventionalisierten Textverketungen Anschlussmöglichkeiten an bestimmten Stellen offenbleiben und unterschiedliche Satz- bzw. Äußerungsanschlüsse möglich sind, erzeugt der hier angenommene diskursive Vektor ein verengtes Set an Anschlussmöglichkeiten für die

¹⁴ John R. Searle/Andreas Kemmerling, *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 2004, S. 51-79.

¹⁵ Marina Sbisà, „Uptake and Conventionality in Illocution.“ In: *Lodz Papers in Pragmatics* 5.1, 2009, S. 33-52.

jeweils weitere Vertextung. Dadurch kann erklärt werden, wie es bei der Beschreibung unterschiedlicher Situationen usw. immer wieder Übereinstimmungen geben kann, ohne dass diese systematisch vorgezeichnet wären.

Die Vektorisierung von Text- und Zeichenverkettungen setzt mit Signifikanz ein, sodass das Konzept der Signifikanz den Kraft-Begriff begleitet. Ausgangspunkt ist dabei die Setzung einer Zeichenemission bzw. einer Äußerung. Sobald eine Äußerung geäußert wird, ist sie prägnant, schon ihre Artikulation allein ist daher signifikant. Die Kombination der Begriffe Kraft und Signifikanz führt zur Folgerung, dass dieselbe Form in unterschiedlichen Handlungskontexten unterschiedlich signifikant und in mindestens zweierlei Hinsicht verschieden sein kann: entweder hinsichtlich der Handlung und / oder hinsichtlich der Interpretation. Als was eine Äußerung verstanden wird, verdankt sich ihrer Signifikanz in Relation zu Situation und Kontext.

Der Zeichenphilosoph Josef Simon hat sehr eindrücklich formuliert, erst die Frage nach der Bedeutung eines Zeichens zeige, dass es nicht verstanden wurde und mithin damit nach einem anderen Zeichen an seiner Stelle gefragt werde.¹⁶ Wir gehen hier mit einem vor allem pragmatischen Zugang noch einen Schritt weiter und folgen der traditionellen Differenz zwischen Bedeutung und Funktion. Dass eine Äußerung ein Zeichen ist, führt zur Frage ihres Gehaltes und ihrer pragmatischen Funktion. Bevor sich analytisch dieser Differenz genähert werden kann, bleibt doch die Erkenntnis, dass das Zeichen auf irgendeine Weise signifikant ist. Doch wie die Signifikanz dieser Äußerung theoretisch näher und vor allem differenzierter erfasst wird, kann offensichtlich auf mehrerlei Arten vor sich gehen: als Typus-Satz, als Exemplar-Satz, als Proposition, als implizierend, als implikierend, als indirekt, als intendiert usw.

›Signifikanz‹ kann semiotisch als ein Begriff aufgefasst werden, der Indexikalität, Markiertheit, Prägnanz und Salienz erstens übergeordnet ist, und der zweitens deutlich allgemeiner sowie drittens flexibler als die vorgenannten ist. Denn er erfasst die Zeichenhaftigkeit in deren Mustern sich mögliche pragmatische und semantische Gehalte erfüllen können. Hiermit wird diskursiv nicht nur eine Differenz zwischen Zeichen und Nicht-Zeichen hergestellt. Die Erfüllung spezifischer Gehalte, welche es auch immer sein mögen, kann als vorgezeichnet gelten, z. B. als Verengung oder Erweiterung diskursiver Möglichkeiten. Mit dem Begriff Signifikanz lässt sich eine Metaperspektive auf ein schwieriges theoretisches Problem der Pragmatik einnehmen, nämlich in der Projektion zukünftiger Zeichenprozesse (z. B. als Blending oder Folgehandlung) sowohl quasi-automatische Folgezeichen zu erklären, sie aber nicht als kausal zu verstehen und damit die Möglichkeit alternativer Setzungen nicht auszuschließen.

Denn ›Signifikanz‹ als semiotischer Effekt ist nur in Relation zu einem übergeordneten systematischen Zusammenhang möglich (in Hinsicht auf), ganz gleich, ob ›Signifikanz‹ als sprachtheoretischer, kognitivistischer oder philosophischer Begriff usw. gekennzeichnet wird. Insofern berücksichtigt ein Blick auf diskursive

¹⁶ Josef Simon, *Philosophie des Zeichens*. Berlin/New York 1989, S. 41.

Praktiken und Semiosen durch die Linse der Signifikanz auch systematische Zusammenhänge. Diese haben nicht nur Einfluss auf die Konstitution von Signifikanz, sondern lassen sich aufgrund der Signifikanz auch erschließen. Signifikanz ist also kein monadisches Konzept, sondern verweist auf seine relationalen Beziehungen (und implizit auch auf die normativen Bedingungen ihres Entstehens).

Die einzelnen Artikel in kurzer Zusammenfassung

Kraft und Signifikanz spielen offenkundig in den Befunden des ersten Beitrags zu diesem Heft ineinander. Indem gezeigt wird, wie durch bestimmte semiotische Elemente bestimmte Ausdrucks- und Beschreibungsmuster forciert (force) werden, ist deren Funktion signifikant gesetzt. Alternativen sind zwar nicht zwingend auszuschließen, aber doch als wenig prägnant kaum mehr zu präferieren. Anhand ausgewählter Textbeispiele, die zu einem kleinen Analysekörper zusammengefasst wurden, legt Tiziana Hallmann im Beitrag „Signifikanz der Melancholie – Zur diskursiven Konstitution Leonard Cohens“ dar, wie und weshalb dem Künstler innerhalb journalistisch geprägter Diskurse Attribute wie „mystisch“, „melancholisch“ oder „düster“ vermehrt zugeschrieben werden. In diesem Zusammenhang interessiert die Autorin besonders, welche indexikalischen Spuren und Wahrnehmungen die Interpretation semiotisch gestalten und maßgeblich die Assertion forcieren: *Leonard Cohen ist Melancholiker*. Parallel stellt sie die Frage, weshalb lyrisch-politische Argumente des Musikers eher unverhältnismäßig selten im Diskurs auftreten.

Für ihre Untersuchung verbindet Hallmann den Gedanken einer Intentionalitätszuschreibung von Seiten der Rezeption (Prämisse) mit der Performativitätstheorie, um inferenzielle Prozesse anschaulich herauszuarbeiten und die Anordnungen um dichotome und agonale Zentren herum zu erfassen.

Ein wesentlicher Untersuchungsaspekt ist die Frage, *wie* sozio-normative Präsuppositionen und Behauptungspraktiken sich diachron wiederholen und eine spezifische Art von Künstler bzw. Mensch konstituieren, also verfestigen. Mit der Konstitution des Melancholikers, welche sich hauptsächlich auf epistemisch-kognitives Symbol- und Zeichenwissen zurückführen lässt, betrachtet Hallmann die Spuren der Interpretation jedoch nicht als abgeschlossen.

Vielmehr zeigt sie in einer detaillierten Analyse musikalischer Zeichen und der Betrachtung der Stimme, dass sich die Interpretationen insbesondere auf einer kulturell-somatischen Ebene entfalten. Ihre Korpusanalyse identifiziert ‚Stimme‘ neben ‚Melancholie‘ als höchstfrequentiertes Lexem. Hallmann zeigt von diesem Ergebnis ausgehend eindrucklich, dass die ‚Stimme‘ eine Affektivität *vorsemiotischer* Art hervorruft und durch ihre Modalität einen Index von Singularität erzeugt, der mit anderen Zeichenrelata verknüpft wird. Erst diese Verschränkung des epistemisch-kognitiven Wissens über Melancholiker als auch die kulturell-somatischen Wahrnehmungsurteile führen zur Assertion und der Überzeugung, Cohen sei Melancholiker.

Semiotische Elemente gewinnen eine spezifische Signifikanz daraus, dass sie mythologische Relationen bilden. Diesen Zusammenhang zeigt Luc Dettmann in seinem Artikel „Von gefallen Helden. Mythologische Umschriften und ihre semiotisierende Kraft“. Dettmann wendet spezifische Aspekte der semiotischen Raumtheorie Ernst Cassirers zur Analyse aktueller journalistischer Texte an, indem er sich auf ausgewählte Textelemente konzentriert, die nach zuvor festgelegten Kriterien identifiziert werden. Cassirer definiert die Kategorie ›Raum‹ kultursemiotisch als eine mögliche festgelegte Ordnung, nach der alles darin Enthaltene in je raumspezifischen Relationen zueinander koexistiert. Diese Relationen haben einen *eigenen* Zeichencharakter, woraus sich die Konsequenz ergibt, dass eine geltende Raumordnung als System von tiefenstrukturellen, voretablierten Deutungsmustern erheblichen Einfluss hat auf die zeichenbasierte innerkulturelle Vermittlung und Rezeption von Erfahrung. Über ein Thema, einen Gegenstand oder eine Person ließen sich darum völlig unterschiedliche Aussagen treffen, sogar ein grundlegend eigentümliches Verständnis wäre davon zu entwickeln, je nachdem, in welchem Raum gedacht und kommuniziert wird.

Im Artikel geht es um den mythischen Raum, also den Raum des mythischen Denkens. Letzteres sollte laut Dettmann (und zuvor Cassirer) keineswegs als überwundenes Stadium menschlicher Kulturgeschichte missverstanden werden, da seine Spuren, so sollen es die Ergebnisse der Untersuchung aufzeigen, auch in gegenwärtigen öffentlichen Kommunikationen aufzuspüren sind.

Auf die Theorie um den mythischen Raum aufbauend wurde ein für das zugrundeliegende Forschungsvorhaben geeigneter Mythosbegriff hergeleitet. Der wird auch im Artikel kurz dargestellt als Begriff der *mythologischen Relationstendenzen*. Letztere sind in sechs Kategorien untergliedert, die die mythische Denkform durch ein jeweils bestimmtes zeichenhaftes Verhältnis zweier Variablen zu erfassen suchen. Im Anschluss an die Operationalisierung der herangezogenen Mythentheorie werden schließlich die Ergebnisse einer kleinen Korpusanalyse vorgestellt. Die Untersuchung beschränkt sich auf 15 Texte aus der öffentlichen Berichterstattung über die Person Boris Becker im Zeitraum von Juli 2017 bis Mai 2022. Dabei gilt es herauszustellen, dass im Modus des mythischen Denkens, im Abgleich mit belegbaren, objektiv darzulegenden Fakten über Beckers Insolvenzverfahren im Frühjahr 2022, ein gänzlich anderes Verständnis von der beobachteten Ereigniskette sowie von deren Hauptakteur vermittelt wird – mit anderen Worten: Aus der Person Boris Becker wird im mythischen Raum tatsächlich die reale Figur eines gefallenen Helden.

Einen anderen Weg geht Tom Kitzerow. Seine Analyse richtet sich auf eine bestimmbare Klasse sprachlicher Zeichen nach handlungstheoretischen Kriterien. Sein Beitrag „Sprachliche Konstitutionen von Drittpersonalität. Eine semantisch-pragmatische Analyse von distanzmarkierenden Verben in drittpersonalen Aussagen öffentlicher Texte“ ist mit einer Signifikanz ausgewählter Verben im Setting drittpersonaler Aussagen in journalistischen Texten befasst. Damit sind textuelle Äußerungen *anderer* gemeint, die beispielsweise berichtet werden. Somit bewegt sich der Beitrag auf einem bisher offenbar kaum erforschten Gebiet der Linguistik.

Dabei wird der Frage nachgegangen, wie die Autor*innen der untersuchten journalistischen Texte durch die Verwendung solcher Verben ihre Distanz hinsichtlich der Festlegungen auf die semantischen Gehalte zu den jeweiligen Äußerungen Anderer deutlich machen. Zunächst werden drei Arbeitshypothesen präsentiert und deren Gültigkeit anschließend anhand von sieben ausgewählten Analysebeispielen überprüft. Während in indirekter Rede und verschiedenen Modi wie nicht zuletzt dem Konjunktiv I klassischerweise die kanonische Distanzmarkierung gesehen wird, fokussiert Kitzerow auf einen semantisch-handlungstheoretischen Aspekt. Er folgt dieser Spur mit der These, die Kennzeichnung von Distanz als unterlassener oder gar zurückgewiesener Übernahme von Verantwortung für semantische Gehalte geschehe ausschließlich vermittelt durch Verben. Daraus folgt die zweite seiner Hypothesen, bei allen ausgewählten distanzmarkierenden Zeichen könne es sich um *faktive* Verben handeln. Denn wenn jemand beispielsweise etwas „bereut“ (faktiv), ist mitgesagt, *was* da eigentlich bereut wird und dass es geschehen oder ganz allgemein der Fall ist und es kann interessanterweise auch nicht negiert werden. Nun liegt aber in der Verwendung des Verbs „bereuen“ gerade keine der gesuchten Distanzmarkierungen – im Gegenteil. Diese Spur führt Kitzerow dann fast automatisch zur dritten These, dass die Kennzeichnung von Distanz durch die Präsuppositionen erfolge, die bei der Verwendung solcher Verben semantisch implizit (bzw. inferenziell) enthalten sind.

Im Zuge der Analyse wird deutlich, dass zusätzlich zu den Verben auch Adverbien unterstützend zur Distanzmarkierung beitragen können und mithin die jeweilige Signifikanz sogar durch zwei Merkmale erzeugt werden kann, was die Rolle der Präsupposition umgekehrt aber relativiert. Daher wird deutlich, dass sich die distanzmarkierende Funktion zwar häufig, aber nicht zwingend auf die Faktivität von Verben zurückführen lässt. Folglich verhält es sich bei den Präsuppositionen ähnlich, die durch die faktiven Verben ausgelöst werden, denn die Distanzmarkierung könne zwar häufig – jedoch nicht ausschließlich – auf das Phänomen der Präsuppositionen zurückgeführt werden. Zusätzlich wird für jedes der sieben untersuchten Verben eine allgemeingültige semantische Darstellung in drittpersonalem Kontext vorgeschlagen.

Kraft und Signifikanz liegen im Verhältnis zu solchen Begriffen wie Code und Konvention, Signifikant und Signifikat, Denotation und Konnotation, type und token usw. auch diskursiv-historisch eher an der semiotischen Peripherie. Dass ihnen aber doch eine zentralere Rolle zugewiesen werden kann, lässt sich aus Joschka Brieses programmatischem Beitrag dieses Heftes ableiten. In „Spuren diskursiver Interpretationsprozesse. Für ein elaboriertes Konzept von Signifikanz“ geht Briesie dem Begriff „Signifikanz“ verschiedener Zeichentheorien des 20. und 21. Jahrhunderts nach. In diesen Zeichentheorien steht nicht der Begriff der Bedeutung und damit klar feststellbarer Gehalt im Mittelpunkt, sondern die Dynamik diskursiver Praktiken, die über Signifikanz expliziert wird. Wann ist etwas wiederholbar, konventionalisiert oder gar type geworden? Indem von der Dynamik diskursiver Praktiken ausgegangen wird, zeigt sich der Terminus Signifikanz als vorgeordnet. Briesie identifiziert zwei grundlegende Aspekte, die Signifikanz dabei zukommen: Sie ist

einerseits jener Zeichenaspekt, der die Diskriminierung eines Zeichens aus einem semiotischen Kontinuum ermöglicht (epistemische Signifikanz) und der andererseits sozial-normative und diskursive Elemente aufzeigt, die sich nicht auf Semantik reduzieren lassen (diskursive Signifikanz). Signifikanz wird außerdem mit Signifikation (Zeichenwerdung) in ein Verhältnis gesetzt: Zeichen weisen demnach eine spezifische Signifikanz deshalb auf, weil sie Folgen von Signifikationen sind, die auf bestimmter Kraft beruhen, wie es die anderen Autor*innen des Heftes vorführen. Daher kann über Signifikanz sowohl das Prozesshafte als auch die Kraft von Praktiken offengelegt werden. Briese demonstriert seine Konzeption von Signifikanz und Signifikation anschließend anhand von Handlungsbeschreibungen, die als Spuren der Interpretation von sprachlichem Handeln analysiert werden (s. auch Kitzerow in diesem Heft).

Literatur

- Cassirer, Ernst. *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*. 2. Aufl. Hamburg 2007.
- Eco, Umberto/Thomas A. Sebeok (Hgg.). *Der Zirkel oder im Zeichen der Drei. Dupin, Holmes, Peirce*. München 1985.
- Fauconnier, Gilles/Mark Turner. *The Way We Think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities*. New York 2003.
- Fauconnier, Gilles/Mark Turner. „Mental spaces: Conceptual integration network“. In: Dirk Geeraerts (Hg.): *Cognitive Linguistics: Basic Readings*. Berlin/Boston: 2006, S. 303–371.
- Greimas, Algirdas Julien/Joseph Courtés. *Semiotics and Language. An Analytical Dictionary*. Bloomington 1982.
- Lévi-Strauss, Claude. *Structural Anthropology*. New York 1963.
- Posner, Roland. „Charles Morris and the Behavioral Foundations of Semiotics“. In: Martin Krampen (Hg.): *Classics of Semiotics*. Boston 1987, S. 23-57.
- Sbisà, Marina „Uptake and Conventionality in Illocution.“ In: *Lodz Papers in Pragmatics* 5.1 2009, S. 33–52.
- Searle, John R. *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt a. M. 2004.
- Simon, Josef. *Philosophie des Zeichens*. Berlin/New York 1989.
- Sokal, Alan D./Jean Bricmont. *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen*. München 1999.
- Travis, Charles. „Force and Content“. In: Gabriele M. Mras/Michael Schmitz (Hgg.): *Force, Content, and the Unity of the Proposition*. New York 2022. S. 17–39.
- Wildgen, Wolfgang. *Kognitive Grammatik. Klassische Paradigmen und neue Perspektiven*. Berlin 2008.